

## **Ein spannendes Gefüge: Gemeinde- und Kirchenentwicklung durch ErwachsenenKatechese**

*Vom 28. – 30. Januar 2008 fand in Vallendar (Forum Vinzenz Pallott) zum zweiten Mal nach 2006 ein Symposium zur Fragen der ErwachsenenKatechese statt. Mit dem prägenden Satz: „Erwachsene neu im Blick“ –griff das Symposium eine Formulierung des Schreibens der dt. Bischöfe „Katechese in veränderter Zeit“ auf. Immer deutlicher wird in den vergangenen Jahren, dass die Ortskirchen und Pfarreien tatsächlich z.B. jene Menschen neu in den Blick zu nehmen haben, die mit der Frage nach dem Glauben Information und Wegbegleitung suchen. Glaubenskurse, Exerzitien im Alltag, Katechumenat – das sind erste Antworten auf diese Fragen. Auch wenn und gerade weil in den vergangenen Jahren vor allem die Glaubenskurse der Initiative „Wege erwachsenen Glaubens“ (Klemens Armbruster („Neu anfangen“) sowie Hubert Lenz (Vallendarer Glaubenskurs „Das Feuer neu entfachen“) und der Speyrer Glaubenskurs (DKV) in immer mehr Pfarreien zum Angebot der Glaubensvertiefung gehören, entstehen durch die damit initiierten Glaubensprozesse neue Fragen: wie werden Menschen, die durch solche Kurse neu ihren Glauben verstehen und leben lernen, in eine Beziehung zur traditionell gewachsenen Pfarrgemeinde treten – oder werden durch Glaubenskurse neue Gemeinschaftsbildungen nötig, ja neue Gemeindebildungen ausgelöst? Diesem spannenden Gefüge widmeten sich die 125 Teilnehmer des Symposiums, das unter dem Thema stand „Glaubensprozesse Erwachsener - Chance und Herausforderung für die Entwicklung von Gemeinde“.*

### **Die Kirche als Wohnzimmer**

Die Frage nach den Glaubenswegen Erwachsener steht in jenem Kontext des Übergangs, in dem sich die gesamte kirchliche Wirklichkeit befindet. Klärungsprozesse erscheinen notwendig. Angesichts der radikalen strukturellen Umbaumaßnahmen und geplanten Kirchenschließungen (wie z. Zt in einer Reihe deutscher Diözesen) steigt unwillkürlich die Frage auf, was genau gemeint ist, wenn man von „Gemeinde“ spricht. Bildet die nachkonziliare Gemeinetheologie und die Rede von der Pfarrgemeinde den unbefragten und tief eingegrabenen theologische Hintergrund der Pastoral, so gerät dieses Gefüge in die strukturellen Turbulenzen kirchlicher Umbrüche hinein: darf der Gemeindebegriff nur auf die Kerngemeinde als dem Ensemble immer weniger kirchlich-engagierter angewandt werden, oder dürfen etwa kirchliche Basisgemeinden, Schulen, Kindergärten, ja Hauskreise auch als Orte des Kircheseins gelten – und welche Voraussetzungen sind dafür zu erfüllen. Zum anderen gerät die Pfarrgemeinde immer mehr in den Verdacht, kein Ort zu sein, an dem Menschen mit Glaubenswunsch auch Glauben lernen können: „Wo kann ich in der Pfarrei eine Zeit lang mitgehen und mitleben, um zu erfahren, was es heißt als Christ zu leben?“, formulierte Matthias Kaune, einer der Mitinitiatoren der Tagung und Referent im Fachbereich Verkündigung des Bistums Hildesheim, die Frage. Und diese Frage ließe sich noch erweitern: viele Pfarrer finden nur schwer Zeuginnen und Zeugen des Glaubens, die Neueinsteiger auf ihrem Weg begleiten könnten. Und es zeigt sich auch immer mehr, dass Neuanfänger im Glauben häufig keinen Anschluss an gewachsene Gemeinden finden: sei es, weil diese in einer Art „Kaminkuscheligkeit“ verharren, weder Gespür für Suchende noch für Konvertiten und deren Prozesse haben, sei es, dass sie zu wenig offen oder einfach auch zu dicht sind, zumal viele der Neuanfänger des Glaubens (noch) gar nicht nach einer so engen gemeinschaftlichen Beheimatung suchen.

Warum gerät die traditionell orientierte Pfarrgemeinde so unter Beschuß? In einem ersten Vortrag konnte Frau Prof. Dr. Maria Widl, Pastoraltheologin aus Erfurt Deuthehinweise geben, die inzwischen in den Standardköcher pastoraltheologischer Reflexion gehören. Die Sinusstudie hat deutlich gemacht, dass die klassischen Kirchengemeinden von einer „Kirche für alle am Ort“ zu einem „Wohnzimmer“ einer schmalen Gruppe geworden sind. Während diese Gruppe noch wie selbstverständlich in den christlichen Glauben hineingeboren und hineingeprägt wurde, ist dies für den modernen Menschen anders: „Nicht göttliche oder kirchliche Normen und Vorgaben sind für ihn der Maßstab des Fühlens und Handelns, sondern die eigenen Erfahrungen, Einschätzungen und Prioritäten. Fazit: Einzig der persönliche innere Antrieb führt moderne Erwachsene zu Glaube, Kirche und Gemeinde. Dieser Antrieb ist“, so Maria Widl, „heute verstärkt spirituell bestimmt“. Ist das so, dann wird man sich in der Tat fragen dürfen, ob und welche anderen Sozialgestalten des Glaubens entstehen, wenn Menschen aus einem bewußten Einstimmen in den Glauben in eine Gemeinschaft des Glaubens treten wollen.

„... damit der Glaube neue Kreise ziehen kann...“

Damit aber entstehen neue Fragen, die auch von der Ekklesiologie her aufzuarbeiten sind: ist es streng theologisch und auch pastoral denkbar, Kirche und somit auch Pfarrei in einem Zueinander verschiedener Gemeindeorte und Gemeindebildungen zu verstehen? Wenn ja, wie kann dann die Einheit des Leibes Christi erfahrbar werden – und welche Rolle spielt dann die Feier der Eucharistie?

Weihbischof Dr. Stefan Ackermann (Trier) konnte in seinen theologischen Erwägungen erste Antworten liefern. Zur Benennung des Ursprungs und des ureigensten Geheimnisses der Kirche verwies er auf H.U. von Balthasars Beschreibung der Kirche als „Einheit derjenigen, die, um das... grenzenlose, ... durch die Gnade christusförmige Jawort Marias geschart und durch es geformt, bereit sind, den Heilswillen Gottes an sich und für alle Brüder (und Schwestern) geschehen zu lassen“ (H. U. von Balthasar). Kirche vollzieht sich demnach in der doppelten Bewegung von intimster und innerer Personalisierung der erfahrenen und angenommenen Christusbegegnung einerseits und dem Sich-Wiederfinden in dem Leib Christi als der Gemeinschaft der Brüder und Schwestern andererseits.

Ist dem so, dann – so Ackermann im Blick auf ein Bild von Balthasars – läßt sich durchaus Kirche im Modell einander sich kreuzender und sich durchdringender Kreise fassen. Statt einer Pastoral der konzentrischen Kreise, deren Mitte von der engagierten Gemeinde eingenommen wird, die in der Eucharistie ihren Höhepunkt und ihren Quellort hat, und die von dort aus unterschiedliche Grade der Intensität kennt (und auch so bewertet werden kann), erscheint nun ein Bild der Kirche als eines mehrpoligen und überlappenden Netzwerkes sehr unterschiedlicher kirchlicher und auch gemeindlicher Orte, mit unterschiedlicher Intensität und unterschiedlichen Glaubenszugängen.

Was heißt das ekklesio-praktisch? Ackermann plädierte zum einen für einen Abschied von einem „zentripetal-monopolisierenden Denken“: es kann in Zeiten des Übergang und Umbruchs nicht nur der Strukturen sondern eines echten kulturellen und kirchlichen Paradigmenwechsels nicht mehr um eine Integration in nur eine Gestalt – sei sie traditionell oder neu – gehen, sondern jenseits jeglicher Inklusivismen geht es darum, sich in den unterschiedlichen Gestalten des christlichen Lebens nicht voneinander abzuschotten, sondern gegenseitig den Reichtum des eigenen Glaubenszugangs zu bezeugen. Das heißt aber auch, so Ackermann: „Kirchliches Lebenszeugnis erschöpft sich nicht pfarrgemeindlichen Strukturen“.

Offen blieb bei Ackermann dennoch die Frage nach der einheitsstiftenden Feier der Eucharistie: kann die sonntägliche Feier der Eucharistie die verschiedenen gemeindlichen Orte verbinden? Muß sie das? Oder läßt sich denken, dass unterschiedliche gemeindliche Ausprägungen zu einem stillen Abschied von der alle einenden Eucharistie zugunsten unterschiedlich profilierter Feierformen führt? In der anregenden Diskussion mit Widl und Ackermann zeigten sich erste Lösungswege, die durchaus Maß an Erfahrungen volkscirchlicher Zeit nahmen: nicht die eine Eucharistiefeier der einen Gemeinde ist das Maß, sondern die eucharistische Eingebundenheit überhaupt: denn dort, wo Eucharistie gefeiert wird, ist Kirche wirklich präsent. Es wurde deutlich, dass vielleicht der Nachdruck auf der *einen* Eucharistie in der *einen* Pfarrei häufig noch zu stark von einem soziologischen Uniformismus getragen ist. Mit anderen Worten: die Feiergestalt der Eucharistie ist ja nicht pfarrgemeindlich oder profildgemeindlich, sondern kirchlich, will sie doch das Werden der Kirche in allen gemeindlichen Konkretionen zuallererst bewirken – und ist gerade nicht in der Eigenbestimmung einer der gemeindlichen Gestalten gegeben.

Damit ist aber auch ein weiteres mitgegeben. Im Modell einer Kirche, die nicht uniform konzentrisch, sondern als eine zugleich vielfältig und polyzentrisch ist, wird auch die gemeinsame Feier der Eucharistie derjenige Ort, an dem sich die jeweils unterschiedlichen gemeindlichen Gestalten zum gemeinsamen Leib werden – ein Leib, der milieuübergreifend die Unähnlichen sammelt. Die Herausforderungen sind immens und spannungsreich – nicht nur für die ehemals monopolisierende Pfarrgemeinde, sondern auch für den Priester, der in seiner Person und seinem Handeln nicht zu einer der sich zeigenden Heimaten gehört, sondern in seiner Person und in seinem Dienst auf die himmlische Heimat verweist.

## Das Spannungsgefüge gestalten

Was theologisch denkbar und begründbar ist, bleibt in der Ebene pastoralen Handelns herausfordernd: Das Beispiel der Odyssee eines Neubekehrten auf der Suche nach Gesprächspartnern und einer Erwachsenenfirmung machte deutlich, dass Gemeinden, aber auch Klöster nicht immer vorbereitet sind auf die überraschende Suche von Erwachsenen nach Gesprächspartnern zur Glaubensvertiefung – und zuweilen Hilflosigkeit eintritt, wenn Erwachsene nach ihnen gemäßen Feierformen der Initiation und Firmung suchen. Und es ist einfach nicht angemessen, wenn die Suche nach Glaubenserfahrung und Glaubensgemeinschaft von einem wohlmeinenden Pfarrer in den Kirchenchor, dem eine Singstimme fehlt, „umgeleitet“ wird.

Einer der vielen Blickwinkel dieses herausfordernden Gefüges sei hervorgehoben. Dem Priester, und noch einmal mehr dem Pfarrer, kommt bei der Gestaltung dieses Gefüges eine besondere Verantwortung zu. Dabei zeichnet sich eine „Ortsverschiebung“ des Priesters ab. War er bisher „natürlich“ eingebunden in das Beziehungsverhältnis zu seiner Pfarrgemeinde, so werden in einem vernetzten Beziehungsgefüge zwischen der katechetischen Hinführung Einzelner, den sich bildenden neuen Gemeinschaftsformen wie der vorfindlichen Gemeindegestalt die Pfarrer noch deutlicher keiner dieser drei Gestalten zugeordnet sein (können bzw. dürfen). Stärker in den Vordergrund rückt vielmehr die Sendung durch den Bischof und die Aufgabe, das gesamte Volk Gottes zu leiten. Besonders im Blick auf die Verkündigung als Dienst an der Verheißung des Reiches Gottes, durch die Feier der Sakramente und den Dienst an der Einheit des Leibes, der darin besteht die Vielfalt der Orte auf die Einheit in Christus hin zu vermitteln kommt dem Priester eine pontifikale Aufgabe des Brückenbaus und eine episkopale Aufgabe des Wahrnehmens zu. So formulierte die Arbeitsgruppe, die sich mit diesem Thema beschäftigte, als zentrale These: „Es geht darum, das gesamte Spannungsgefüge wahrzunehmen, auszuhalten, wertzuschätzen und zu gestalten“. Eine solche Handlungsorientierung ist freilich voraussetzungsreich: werden Priester auf eine solche, wahrhaft spannende Aufgabe hinreichend vorbereitet? Wie kann es gelingen, nicht im alltäglichen Handlungszwängen und Bedürfnisorientierungen stecken zu bleiben? Ermutigen Bischöfe ihre Priester in ausreichendem Maße, neben der Begleitung des Bestehenden auch katechetisch-missionarische Vorhaben zu initiieren und werden solche Versuche gewürdigt und evaluiert? Diese Fragen, die vor allem auch von Priestern auf dem Symposium gestellt wurden, verweisen auf einen entsprechenden Handlungsbedarf.

### Mehr als Strukturen?

Wie unerfahren wir noch im Blick auf den Umgang mit diesem Spannungsgefüge sind, wurde bei einem kurzen Blick auf die Planungen und Überlegungen in einigen deutschen Seelsorgeämtern deutlich. Ganz schnell und ungewollt steht man dann vor Strukturmodellen: die Darstellung eines „paroikalen Netzwerkes“ (Franz-Peter Tebarz-van Elst), wie sie in Beiträgen aus dem Bistum Osnabrück und Speyer exemplarisch dargestellt wurden, erweckten den Verdacht, dass auch hier ein fast zu glattes Strukturdenken – ganz im Gegensatz zu den Absichten der Autoren – die Dynamik eines Aufbruchs dämpft. Am Ende droht eine integrierende Restrukturierung, die viele Fragen offen läßt: wie läßt sich denn die Eucharistiefeier als einheitsstiftendes Zeichen und eigentliche Mitte des Kircheseins in einem lockeren Netzwerk unterschiedlichster Gestaltwerdungen verstehen? Und wie kann ein Kindergarten, eine Schule, ein geistliches Zentrum als „Gemeinde“ verstehen, wo doch der große Teil derer, die sich dort jeweils einfinden, nicht christlich, nicht katholisch und nicht anders als katechumenal zu bezeichnen sind? Wann und unter welchen Voraussetzungen ist denn ein Krankenhaus ein „gemeindlicher Ort“? Und wo und wie haben Menschen, die sich auf dem Weg des Christwerdens finden, einen Raum, wo sie konkret in die Kirche hineinwachsen können?

In der Tat wurde erkennbar: dort, wo Strukturmodelle den Blick fesseln, wird auch die Energie zum Weiterdenken kleiner. Und mit den Strukturfragen kehren all jene „Klassikerfragen“ zurück, die schon seit einer Generation pastoraltheologisch interessierte Christen bewegen. Dann geht es nicht mehr um die episkopale und pontifikale Kunst des sakramentalen Dienstes an der Einheit, sondern um die Fragen der „Leitung“, die so alt sind wie die pastoralen Berufe. Doch wer möchte in einem Symposium zur Erwachsenen Katechese ernsthaft darüber diskutieren?

In dieser perspektivischen Verzerrung wird letztlich nur ein – vielleicht banales – Ausrufezeichen gesetzt. Da wir uns in der Tat mitten in einem epochalen Paradigmenwechsel befinden, den wir kaum erfassen, braucht es vielleicht eine Art Kunst des Schweigens und des Staunens: eine „docta ignorantia“, die die Weiterentwicklung der Kirche und ihrer sozialen Lebensgestalten als Weg Gottes durch diese Zeit wahrnimmt und unterstützt. Unser Beitrag besteht dann eher darin, die auftretenden Spannungsgefüge auszuhalten und zu gestalten, aber eben nicht in voreiliger Wegglättung, sondern mit einer wahrnehmenden und kritischen Weite. Die Transformationsphantasien und –vorhaben riskieren eher, zu viel zu wissen. Doch wir wissen nur, dass Gott sein Volk durch die Zeiten dem Land seiner Verheißungen entgegenführt. Und wie das Volk Israel nah dem verheißenden Land zwar die ersten Früchte ernten konnte, aber nicht bereit war, ins verheißene Land einzuziehen – so geht es möglicherweise auch uns. Die Geschichte der Kundschafter in Num 14 macht deutlich, dass Gottes Erneuerungsstrategie „mehr als Strukturen“ kennt. Es geht eben nicht darum, einfach mit einem neuen Paradigma ein altes zu ersetzen, sondern mit großer Geduld das Volk zum Kairòs des Einzugs zu führen. Dieser Weg aber ist auch ein schmerzlicher Weg: der Ungeduld für die einen, die mit den neuen Aufbrüchen zB der Erwachsenenkatechese einen neuen Weg der Kirche entdecken und darunter leiden, dass es so langer Wege bedarf – des Schmerzes für andere, die eine ganze kirchliche Kultur einbrechen und untergehen sehen.

Tod und Auferstehung, Sterben und neues Leben sind aber wesentliche Bestandteile kirchlicher Neugestaltung, und es braucht eine Kultur des Pascha auch im Blick auf die Kirchenentwicklung. Dass es dabei nicht möglich ist, gewissermaßen „von oben“ das ganze zu analysieren und zu bewerten, sondern dass jeder und jede gleichermaßen in dieses Sterben und Auferstehen mitverwickelt ist, macht die besondere Hilflosigkeit der Situation aus. Gerade auch diese Spannung ist auszuhalten.

### **... und wie geraten Erwachsene neu in denBlick?**

Das Symposium, das – 2006 initiiert von Klemens Armbruster und Hubert Lenz - diesmal von beiden gemeinsam mit der Bundeskonferenz Gemeindekatechese vorbereitet und gestaltet war, , hatte am 2. Tag ein wenig Mühe, sich aus den Strukturfragen zurück auf die Erwachsenenkatechese zu besinnen. Dabei war in den Tagen von Vallendar eine große Vielfalt an Aufbrüchen erkennbar geworden: von der Citypastoral zu Glaubenskursen, von Kleinen Christlichen Gemeinschaften als neuer Basisebene pfarrlicher Gemeindepastoral bis hin zu Exerzitien im Alltag – es gibt einen wachsenden Anteil an Initiativen, die in der Tat bewährte Modelle für die Praxis bereithalten. Doch während sie in ihrem katechetischen Konzept schon theologisch durchdrungen sind und Maß nehmen an der großen Tradition des Katechumenats, das seit dem II. Vatikanum weltkirchlich wieder belebt wird und neue kreative Wege des Christwerdens freisetzt, scheint die ekklesiologische Frage noch der weiteren Beantwortung zu harren. Verständlich, denn es ist im Augenblick kaum möglich, die verheißene Zukunftsgestalt der Kirche in den Blick zu nehmen.

Doch ekklesiopraktisch lassen sich Geschichten erzählen, die zu denken geben: von traditionellen Gemeinden im Westerwald und im sozialen Brennpunkt Neukölln, von Glaubenskursen, die den Katechumenen dienen bis hin zu den Versuchen, Kleine Christliche Gemeinschaften im Norden Deutschlands zu inkulturieren. Bei all diesen Kundschaftererzählungen werden gewissermaßen Charakterzüge einer neuen Ekklesiogenese erkennbar, die sich aber einer frühzeitigen Systematisierung versperren:

- Offensichtlich wächst pastorale Innovation nicht allein durch geniale Visionäre. Das Geheimnis der Fruchtbarkeit auch erwachsenkatechetischer und katechumenaler Prozesse liegt in Teams aus Priestern, Hauptamtlichen und begabten Christinnen und Christen, die selbst einen geistlichen Weg gehen.
- Das Zusammen von „neugeborenen“ Christen und gewachsenen Christengemeinden gelingt dort, wo die Sendung im Blick ist: Wenn gemeinsam der Dienst an den Armen und Benachteiligten geschieht, wird gemeinsames Kirchesein erfahrbar und möglich.
- Es braucht immer ein Leitungsteam und vor allem einen Pfarrer, der das Spannungsgefüge zwischen „neu“ und „bewährt“ erhält. Dabei ist aber auch klar, dass diese Spannung nicht im Blick auf die Tendenz zur Bestandswahrung aufgelöst werden darf. Es braucht vielmehr einen langen Atem, mit allen

Gemeindemitgliedern die Vision einer Kirche zu entwickeln, die sich auf Glaubenswege Erwachsener einläßt. Es ist also wichtig, viel Zeit für die Verständigung über die gemeinsamen Ziele zu investieren, und nicht zu schnell zu starten.

- Dabei bleibt klar, dass eine Pastoral der Glaubenswege für Erwachsene eine echte pastorale Prioritätenbildung verlangt. Allein schon diese Aussage führt zu Spannungen, denn angesichts der ohnehin angespannten Umbruchssituationen lassen sich Prioritäten nicht ohne schmerzhaftes Posterioritäten setzen. Damit dies gelingen kann, bedarf die Ortskirche entsprechende Unterstützung und Stärkung.
- Entscheidend wird letztlich sein, ob Menschen eine Leidenschaft für die Verkündigung der frohen Botschaft haben. Denn es geht in der augenblicklichen kirchlichen Situation ja nicht um den Erhalt von Beständen sondern um die Frage, wie Christus allen Menschen begegnen kann.
- Eine zentrale Rolle spielen in allen erwachsenenkatechetischen Versuchen Zeuginnen und Zeugen, die aus ihrer eigenen Glaubenserfahrung Menschen mit auf den Weg des Glaubens nehmen können. Zugleich wird hier deutlich, dass das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen und die fundamentale Gleichheit aller Christgläubigen (LG 32) erfahrbare Wirklichkeit wird.
- Welchen Glaubenskurs man nimmt, welchen Weg der Erwachsenen Katechese man einschlägt – all dies ist dann konkret zu entwickeln. Dabei bleiben allerdings Gleichgewichte zu bewahren: Erfahrungsorientierung steht nicht gegen ein vertieftes Glaubenswissen, Katechese nicht gegen liturgische Mystagogie und Diakonie.

Eines ist gewiß: Erwachsene sind konkret in den Blick zu nehmen. Dort, wo Glaubenskurse und katechumenale Wege eingeschlagen werden, begibt sich Kirche und Pfarrgemeinde auf Wege, die langfristig ihre Gestalt verändern werden. Was planerisch nicht erdenkbar ist, läßt sich an einigen Erfahrungen schon greifbar machen: Kirche wird vielfältiger werden, der Leib Christi sich aus vielen unähnlichen und verschiedenartigen Menschen zusammenfügen, die Christi Gegenwart in der Welt von heute sichtbar machen.

Auch wenn am Ende des Symposiums viele offene Fragen stehen, markiert es auch ein Signal des Aufbruchs: denn Bereitschaft ist da und der Weg ist frei, sich auf das Neue einzulassen und mit Gott den Weg in die Zukunft mitzugehen.

Christian Hennecke, unter Mitwirkung von Hubert Lenz